

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 514. Ich hen den Philipp, was mein Hossband is, gefagt, das ich gleiche deht, wenn mir unjere selbstgelegte Eier harwe konnte. Die Preises sin jetzt so hoch, das mer sich ordentlich, Sünd ferchte duht, wenn mer sich einmal e paar freid Ehts erlaube duht. Wenn mer awwer selbst jeden Morgen in den Schiden Klupp gehn tann un die Früchte seines Gleiches hole tann, dann is das doch ganz different. Ich hen ihn gefagt, mer hätte doch die schöne große Johrd un es könnt doch nit viel Espenspez mache, wenn mer en Schidentuhp rehte deht un en kleine Plaz von die Latt einzege deht. "Lude hier, hen ich gefagt, du hast nids extras zu duhn un du könnt ganz gut den Schapp duhn."

Ich weiß, das er das nit gealiche hat, awwer er hat gefehn, das ich Bihneß meine un da hat er gefagt, ohlrecht er deht dann promire mitous den Wedesweiler fertig zu werde. Sieh Se, mer hen doch einmal en Schidentuhp gehat un ich hen den Philipp in die Jahrd geschickt for auszufinne, was noch for Remments von den alte Stoff da ware, bitahs die hat er doch juße konne. Er hat auch nachgesehn un hat mich dann tiepohret, es war puttinier noch alles da un er deht nur e paar neue Bohrds brauche un e wenig Reht un dinn hätte mer e biefendes Schidenhaus. Dann es er an den Schapp gange un lesobr das es Nacht war, war er fertig. Er hat den Klup e griene Koft gewone un ich muß sage es hat ganz nistie gequdt. Die griene Reht hat er ausgepidt for verschiedene Riesens. In die erschte Lein, hen mer noch genug Reht gehat un dann hat er gebent, wenn der Klup grien war, dann deht das mit den griene Lahn un die griene Baum arig gut harmonise. For die annere Riesens hen ich nit gefragt. Er hat am nächste Dag e Weierfenz gemacht un ich tann Ihne sage, der Philipp hat so viel Tälent bei den ganze Schapp entwikel, das ich ordentlich praut auf ihn gewese sin. Wei, Philipp, hen ich gefagt, die Schidens könne ja in den Haus wohne wie in das schönste Bungalow un wenn ich einmal alt un schlecht sin, dann hätte ich gar keine Abscheßchen, wenn mir

mal so e schönes Heim beschiede war. Ich hen mich immer mich selbst genounert, das ich mit einem mal so tscheufe Lengwitsch gejußt hen; awwer ich hen das an Börpes gedahn, bitahs es is meine Intensen gewese, den Philipp auch an en bessere Ton zu gewöhne.

Jetzt hen mer also alles gehabt, edgept die Schidens. Ich hen den Philipp gefragt, ob er ebbes von den Biehzug unnerstehn deht, bitahs wenn mer keine gute Schidens kriege duht, dann tann mer nit edspette, das mer viel Eier kriege duht un dann is die ganze Geschicht von lein Juhs. "Ob ich ebbes verleshen? hat er ganz surpreist gefagt, weil ei schult seh so! Morge früh gehn ich in die Kontrie un laufe die Schidens un ich dehte, ich nemme mich den Wedesweiler mit, bitahs der hat in so Sache Espierens." "Natt motsch, hen ich gefagt, der Wedesweiler geht nit mit dich; mir brauche den Schumiak nit. Wenn du es nit alleins duhn tannst, dann will ich dich sage, was ich duhn — ich gehn mit dich un dann wolle mer einmal sehn, ob wir nit kriege konne, for was mer gude." "Da hat er zuerscht e wenig heffestehet, dann hat er awwer gefagt, ohlrecht Lizzie, hat er gefagt, ich sin an; morge früh gehn mer los. Ich muß mich heut Obend nur noch einmal erkundige for auszufinne, wo mer am Beste hingehn duht, bitahs er wolle doch keine weid Guhs Tscheßs mache." Well, da hen ich off Kohrs nids dagege sage konne un wie ich es gar nit annerschter edspettet gehat hen, is er zu den Wedesweiler, bitahs das is doch seine unzebrifschte Enklopodie, wo er all seine Infor-meshpion un all seine Kalleisch beziehe duht.

Er is ziemlich spät widder heim komme un er hat mich nids gefagt, wie: "Morge früh un sinwe Ubr gehn mer los un dann sin mer for Dinner widder heim; mach alles reddig un qud aus das du bei Breakfast for die Kibis in Zeit fertig hast." Well da könne Se sich dehte, was ich for e geruhfame Nacht gehat hen; alle zehn Minnits hen ich e Mätsch gefrode un hen nach die Klac gequdt, un wie ich so ebaut e Buds voll Mätsches aufgejußt gehat hatt, da sin ich aus den Bett un hen Raffee gekocht; es is erscht drei Ubr gewese, awwer da hen ich nids drum gewone. Wenn mer so en Tripp vor hat, dann duht es kein Harm, wenn mer auch einmal e wenig frührer aus den Rest geht. In mein nächste Brief schreib ich Ihne was mer for en Suchzj gehat hen un was alles happend is. Mit beste Riegarde Yours Lizzie Hanfstengel.

Announce. Aus Anloß des in unferen Mauern tagenden Kongresses der Heirathsvermittler findet im Stadttheater eine Festvorstellung statt. Gegeben wird: Zehn Mädchen u. tein Mann n. Operette von Suppe und Die alte Jungfer. Lebensbild von F. D. Zwog. Eine zärtliche Gattin. Er: "Die schlechte Geschichtslage erlaubt mir leider nicht, mit Dir die versprochene Reise nach Tirol zu machen." Sie: "Schabe, Hans! Da muß ich also ganz allein reisen."

Vom Stande unserer Forstwirtschaft zeugt es, das von einer Anpflanzung von 50,000 Nichtenpflanzen durch Privatleute, noch immer mehr Wesens gemacht wird, als von der Abholzung einer Million ausgewachsener Stämme.

Nach den Nachforschungen eines bekannten Arztes gibt es in den Ver. Staaten eine Million Gewohnheits-trinker, die unrettbar dem Untergange verfallen sind. Das ist eine hohe Ziffer, aber sie würde ungewöhnlich bedeutend geringer sein, wenn die Prohibition nicht unzählige Menschen dem Genuß der starken alkoholischen Getränke in die Arme triebe. Bier und leichter Wein macht keine Trunkenbold.

Ein Meister des Humors.

Ein großer Meister des mors war der vor einem Jahrhundert — am 27. März 1810 — in Berlin geborene und dort am 25. September 1876 gestorbene Schriftsteller Adolf Glashbrenner. Man nennt ihn gewöhnlich den Vater des Berliner Witzes. Doch war er mehr. Denn ihm gebührt der Ruhm, die humoristische und satirische Volksliteratur erst begründet zu haben. Alle späteren Berliner Humoristen und Satiriker, Witzbolde, Lustspiel-, Poffen- und Schwanddichter, aber auch die Bühnentomiker folgten mit mehr oder weniger Glück seinen leuchtenden Spuren. Eine ganze Generation versorgte er mit der Fülle seines stets frisch sprudelnden, unverwüßlichen, aus einem tiefen Gemüth und einem erfindungsreichen Kopf quellenden Humors. Vor seinem Auftreten gab es zwar auch einen Berliner Witz, aber fragt sich nur nicht wie! Fedor Wehl schildert einst in einem Blatt das Züchtungsverfahren, das Adolf Glashbrenner mit dem Berliner Volkswitz vornahm. Dieser sei bis dahin nur ein Gassenjunge gewesen, ein Element, das auf allen Brunnenstufen, Treppengeländern und Fensterbänken geseßen, mit den Weinen geschlenkelt und schnoddrige Redensarten gemacht habe, was von niemand recht beachtet worden sei, ausgenommen von denen, mit denen er seinen Schabernack getrieben. Erst Glashbrenner habe ihn aus dieser etwas unbequemen Lage erlöst, um ihn in eine bahnbrechende Stellung zu bringen. Er habe sein säuberlich dem Bürschen die Hände gewaschen und das Haar gesämmt. Nachdem er ihn so weit zugeführt, habe er ihn vorgenommen, um ihn begreiflich zu machen, was er eigentlich sei.

Der Berliner Witz war denn auch nicht auf den Kopf gefallen und hatte gleichsam Lunte gerodet. Wenn er nicht gleich sogleich die Tragweite der Glashbrennerschen Lehren begriff, die Anregung und das Beispiel des geistreichen Humoristen mochten doch Epochen. Der Berliner Witz setzte sich mit den Stammgästen in der Kneipe zu der "tühlen Blonden", nämlich sich ins Theater hinein, trotz den jungen Mädchen ins Wangengrüßchen. Ja, es gab eine Zeit, in der er sogar courtfähig war und verstanden an den Stufen des Thrones hockte. In jener Zeit war Kaiser Nikolaus I. von Rußland ganz vernarrt in ihn und kam nie nach Berlin, ohne ihm eine Audienz zu erteilen. Wenn der Zar in seiner Residenz guter Laune war, pflegte er stundenlang von den Unterhaltungen zu plaudern, die er mit dem Berliner Witz gehat hatte.

Was Adolf Glashbrenner vor allem auszeichnet, ist der Umstand, daß seine Skizzen und Studien aus dem Berliner Volksleben Wahrheit enthalten, daß ihr frischer und prächtiger Humor, ihr kraftvoller Realismus und ihr ganzes Wesen den echten berlinerischen Zappus an sich tragen. Nichts Gemachtes, Gefünfteltes oder Outirtes findet sich in seinen Schriften. Alles ist mit Spreewasser getauft, quillt un-sprünglich und ist dem Berliner Volkscharakter entsprechend. Seine Zeichnung ist stets naturwahr. Ueberdies hat er die Sprache um zahlreiche tonische Einfälle, schlagfertige Bemerkungen, Aolauer und geflügelte Worte bereichert, die schon an sich genügen würden, um das Andenken an den verdienstvollen Volkspoeten für alle Zeiten festzuhalten.

Aber Adolf Glashbrenner war auch ein echter Poet, der gar manches tief empfundene und formschöne Lied geschaffen, wovon er denn in seiner poetisch-artistophanischen Poffe Raspar der Mönch, in seinem tonischen Epos Der neue Reineke Fuchs und in einem vielfach ausgelegten tonischen Epos Die verkehrte Welt gerades Zeugnis ablegt. Sein goldiges Herz, sowie seine Liebe zur Rinderwelt traten auch in seinen in späteren Jahren verfaßten Jugendskizzen in wahrhaft erquickender Weise zutage. Seine lachenden Kinder, Spredenden Thiere, Insel Marzipan und andere mehr sind wahre Kleinode der Jugendskizzen-Literatur.

Adolf Glashbrenners Vater war ein geborener Schwabe und seine Mutter eine Berlinerin. Durch diese Abstammung wird die Mischung der verschiedenen und sich ergänzenden Elemente in dem Wesen und in den Werken des Dichters charakterisiert. Denn in seinen Schöpfungen vereint sich die frische Ursprünglichkeit des Süddeutschen mit dem tauschischen Witz und der zersetzenden Schärfe des Nordländers, speziell des Berliners, zur Harmonie. Sein Beruf ließ ihm Ruhe, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, zumal schon frühzeitig in dem jungen Manne die Neigung zu Witz und Satire zutage trat. Anregend wirkte auf ihn der Verkehr mit seinem Studiengenossen Karl Gukow, seinem intimen Freunde bis an sein Lebensende. Dem Volkswitz, speziell dem Berliner Humor ebnete Glashbrenner zum erstenmal die Bahn in einer 1832 erschienenen Zeitschrift, Don Quixote betitelt. Jedoch wurde sie wegen ihres Frei-muths bereits nach einem Jahr unterdrückt. Nun veröffentlichte er unter dem Namen Brennglas eine Reihe kleiner Skizzen unter dem Titel: Berlin, wie es ist und trinkt, die mit

meisterhafter und scharfer Beobachtungsgabe dem Berliner Publikum Bilder aus dem Berliner Alltagsleben entrollten und im Scherz solche freigeistlichen Gedanken zum Besten gab, die sonst die Zensur im Ernste auszusprechen nicht gestattet hätte. Diese Hefte fanden eine riesige Verbreitung. Von welcher Art diese Beiträge waren, mögen schon einige Kapitelüberschriften beweisen: Die Menagerie, Die Landpartie, Herrn Buffliss Reise mit seinem Sohne Wilhelm, Blätter aus dem Tagebuch Berlins und verschiedene andere. Diesen Flugskizzen folgten rasch andere Arbeiten ähnlichen Genres, wie Leben und Treiben der feinen Welt und Berliner Volksleben.

Seine Liebe zu Berlin hielt Glashbrenner jedoch nicht davon ab, eine Reise nach Wien im Jahre 1835 zu unternehmen, um die lebenslustige Stadt an der schönen, blauen Donau kennen zu lernen. Die Frucht seines dortigen Aufenthaltes war das anomn erschienene zweibändige Werk Bilder und Träume aus Wien, das aber seines freimüthigen Inhaltes wegen vom Bundestage verboten wurde. In Wien lernte er auch die Schauspielerin Adele Peroni (geboren 17. Januar 1813 in Brünn und gestorben 30. Juli 1895 in Berlin), die sich später als Schauspielpädagogin einen guten Namen machte, kennen und schloß mit ihr am 15. September 1840 den Eheband. Da die größeren Hofbühnen der Gattin des jungen Freiheitsfreundes ihre Pforten verschlossen, siedelte Glashbrenner mit seiner jungen Lebensgefährtin bald nach der Hochzeit nach Neu-Strelitz über, wo Adele Peroni am Großherzoglichen Hoftheater ein Engagement erhielt.

In Neu-Strelitz entfaltete Adolf Glashbrenner eine große poetische Fruchtbarkeit. Dort schrieb er seine Verbotenen Lieder (Zürich, 1843) und das schon genannte tonische Epos Der neue Reineke Fuchs, ein schonungsloses, satirisches Epos, an Heines Atta Troll und Deutschland, ein Wintermärchen erinnernd, reich an schlagfertigen Witz und an einzelnen Stellen poetischen Duft atmend. Doch vergaß er nicht, auch den Berliner Humor zu pflegen, wie dies sein 1846 in Berlin erschienener komischer Volkstalender beweist.

1848 stand Adolf Glashbrenner als Führer an der Spitze der demokratischen Partei in Mecklenburg-Strelitz. Zwei Jahre darauf von dort ausgewiesen, lebte er mit seiner Gattin erst in Hamburg und kehrte 1858 nach Berlin zurück, wo er als Herausgeber der Berliner Montagszeitung thätig war, die später Richard Schmidt-Cabanis übernahm.

Vom Lächeln der Japaner.

Leute, die das Land kennen, erzählen vom Lächeln der Japaner. Von jener unveränderlichen Maske, die niemals in Wechselspiel des Lebens anders wird und die Gefühle hinter einen verschleienden Vorhang hüllt. Es steht keine Theatralität darin, kein diplomatisches Verstecken, nicht Schlaupheit, Ueberlegung oder bloße Höflichkeit. Das Lächeln ist mehr, es bedeutet eine Weltanschauung, die so stark in das Blut der Nation gedungen ist, daß sie sich in dieser Form einer unbeugbaren Etikette auszuprägen vermag. Die überzogene Kraft einer Idee ist allein zur natürlichsten Erkenntnis geworden, dem Bauer wie dem Hofsling: Buddha lehrt, daß das Individuum nichts ist; die Bedeutung des Ich, auf die sich unsere Moral, unser Menschenrecht, unsere Sitten, unsere ganze Kultur aufbauen, ist dem Japaner ein Schemen. Die eigene Person und ihre Gefühle in den Vorbergrund zu stellen, dem geringen und unwürdigen Selbst irgendwelche Wichtigkeit zuzuerkennen, wäre eine große Befähigung der anderen. So bestrebend und wunderbar dieser Gedanke dem Abendländer scheinen mag, er wirkt seine schweren, dunklen Schatten, und es überkommt uns bei ihm die schauernde Ahnung jener Größe, hinter der ein uraltes Asien steht.

Die japanische Erziehung predigt von Kindheit auf die Verleugnung der Gefühle, doch ist hier das Motiv nicht Stolz, wie bei dem Engländer, der es beschämend findet, die Intimitäten seiner innersten Regungen dem Nächsten auszuliefern. Das Motiv ist Demuth. Das sanfte Lächeln des Japaners ist Demuth: Ich wage es nicht, o Herr, mit den armseligen Regungen meines Herzens Dir nahe zu kommen. Die Japaner lachen nicht und weinen nicht, sie lächeln, möge das höchste Entzünden sie frohlocken lassen, möge die Tränen des Schmerzes bis zum Halse steigen. Nie wird der Japaner sich soweit vergessen, dem anderen zu zeigen, wie es in ihm aussieht. Die Braut, die dem geliebten Manne nach jahrelanger Trennung zum ersten Male entgegentritt und vor glücklicher Erregung bebt, die am liebsten aufschreien möchte vor Freude, sie lächelt nur mit namenloser Ergebenheit, freischelt leise seine Hände und nennt ihn mit Rosenamen. Europäer, die zu Zeit des letzten Krieges im Lande weilten, bezeichneten die Japaner voller Empörung als unglücklich gefühllos. Eltern stehen vor der Leiche des einzigen Sohnes, der auf dem Schlachtfelde gefallen ist. Er war der Stern ihres Lebensabends, ihr Bestes.

Mit ihrem Segen zog er aus, und sie beteten täglich für ihn. Täglich haben sie von neuem gehofft, daß das Schicksal ihn verschonen, daß er zurückkehren werde, und nun liegt er da. Alles ist vorbei. Doch der unermeßbare Schmerz, der sie erschüttert, der sie stumm macht, läßt sie nicht vergessen, ergebungsvoll zu lächeln, mit heiterer Ruhe. Sie verbergen den Gram für die Stunden der Einsamkeit und weinen in abgeschiedener Ede, wo ihr Jammer niemanden stört. Oder der siegreiche Feldherr zieht ein in die festlich geschmückte Hauptstadt; unübersehbar dicht wogt die Menschenmasse, und das Jubelgeschrei all der Hunderttausende brüllt in seine Ohren. Es ist der Gipfel des Ruhmes, der Höhepunkt dessen, was ein Mensch erreichen kann: der Feldherr reitet unbewegt auf seinem Rosse, und ein kaum wahrnehmbares Lächeln schwebt über seinen Zügen. Oder ein Japaner ist beleidigt worden. Ein böses Wort fiel, ein Schlag. Nur mit Blut ist die Schmach abzuwaschen. Der Getroffene flucht, steht da und lächelt und weiß, daß sein ganzes künftiges Leben nur einem Gedanken dienen wird, der Rache für die verletzte Ehre. Aber er lächelt.

Es ist etwas Wunderbares um dieses japanische Lächeln, die Aeußerung einer unerhörten Selbstzucht. Vieleicht drückt es das Maximum einer feinsten Kultur aus, gegen welche die unserer mit ihren schamlosen Gefühlsausbrüchen wie Barbarei erscheinen muß. Man sage nicht, daß das Lächeln Kraftlosigkeit bedeute; es liegt eine Kraft der Beherrschung darin, an der sich der Europäer nicht messen kann. Unser Lächeln ist ein stedengebliebenes Lachen oder eine Grimasse, die anderes befragen soll und befragt. Wir legen Gleichgültigkeit hinein, Langeweile, Ironie, Bosheit, Verachtung; wir misbrauchen die Gabe des Lächelns. Unsere Diplomaten lächeln auch, aber jeder weiß, daß es eine erlernte Sache ist, ein gefünfteltes Ding, dem man die Miße anmerkt, die es toftet. Man sieht dabei hinter die Kulissen der Seele.

Dem Japaner ist das Lächeln eine moralische und ästhetische Forderung, moralisch, weil sich in dieser scheinbar so nebensächlichen, zur Natur gewordenen Genosmtheit die tiefste sittliche Ueberzeugung seiner Religion ausdrückt, ästhetisch aber aus dem Grunde, weil es ihm alles Glückliche und Schöne des Lebens verkörpert. Wenn Lozabio Searn, jener Europäer, der wohl am weitesten in die Seele dieses Volkes eingedrungen ist, sagt, daß Japans Stärke in seinen ästhetischen Fähigkeiten beruhe, und wir uns diese nationale Stärke, vor der die Welt begonnen hat, Respekt zu empfinden, vergegenwärtigen, so können wir vielleicht ahnen, welche Bedeutung die ästhetischen Fähigkeiten eines Volkes zu gewinnen vermögen. Was aber dem Japaner ein längst bewußt gewordenes, längst gelöstes Problem bedeute, das Lächeln als ästhetisches Symbol, tritt bei uns nur als Regung eines unklaren Instinktes zutage, des Instinktes, der, wie so oft, blind das Richtige trifft. Wenn man japanisches Lächeln in Europa suchen wollte, würde man es nur etwa bei Frauen finden, in deren Bestimmung es fällt, schön und angenehm zu erscheinen. Die totetierende Frau wird ganz unbewußt, nur dem weiblichen Impulse folgend, lächeln, weil sie schön und begehrenswert erscheinen will. Und man spricht vom stereotypen Lächeln der Tänzerinnen oder der Artisten, das mit Schminke und Puder zugleich in das Gesicht gelegt wird, um Frohsinn und heitere Leichtigkeit vorzutäuschen. Eine glückliche Atmosphäre soll herbeigezaubert werden — durch Lächeln. Denn ebenso wenig wie Lächeln und Lachen verschiedene Grade der nämlichen Gefühlsregung sind, ebenso wenig ist der physiognomische Reflex des Glückes Lachen. Der Glückliche lächelt. Und weil bei uns Glück so selten zu finden ist, deshalb ist das Lächeln so selten. Die Triebfeder aller unserer Handlungen sind Ehrgeiz und Selbstsucht; das höchste Gut, nach dem wir fahnden, besteht im Siegen bei dem unaufhörlichen Kampfe gegen die anderen. Doch niemals sind diese Siege Abstrichliefe, und was sie gebären, ist nur ein heftiger Kampf. Das egoistische Prinzip, das in uns lebt, verstatet nur schmei-

bore Befriedigungen; auf uns drückt der Fluch ewiger Unrast. Unter der Peitsche der Leidenschaften werden wir bergauf und talab getrieben, zu jauchenden Momenten, in die sich höchste Luft zusammenbrängt und die verfliegene oder zu Augenblicken ärgster Qual, die uns zu zersprengen droht. Die große Ruheflüßens ist uns verlag, jene abgeklärte Stille der Seele, die lächeln tann. Nur einmal, ein einziges Mal ist es uns vergönnt, ihrer theilhaftig zu werden, in der Stunde des Sterbens. Und so finden wir das japanische Lächeln auf Totenmasken.

Physischer Test für Offiziere

Als Theodore Roosevelt noch Präbident war, schrieb er bekanntlich in seiner Eigenschaft als Chef der Bundesarmee für die Offiziere derselben einen physischen Test vor, durch den das untaugliche Material ausgeschieden werden sollte. Der Offizier, der sich weigerte, sich der Probe zu unterwerfen oder der sie nicht bestand, konnte sich, wie man drüben sagen würde, seinen Zylinder taufen, das heißt, er wurde pensioniert. Der Test sollte alljährlich abgehalten werden, das heißt, jeder Offizier sollte einmal jedes Jahr entweder einen Ritt von 90 Meilen oder einen Marsch von 50 Meilen machen und zwar hatte er in dem einen wie in dem anderen Falle drei Tage Zeit, die vorgeschriebene Distanz zurückzulegen. Diese neue Einrichtung erregte, wie man sich erinnern wird, sehr viel böses Blut im Offizierskorps. Man sagte, der Präbident habe da wieder einmal seinem Sportenthusiasmus die Zügel schenken lassen, in seinem übergroßen Eifer aber nicht bedacht, daß es namentlich unter den älteren Offizieren sehr viele gebe, von denen der wirkliche Dienst nie solche physischen Leistungen verlange, die vielleicht dem Test nicht gemäßen seien, deren Ausscheiden aus der Armee aber trotzdem einen schweren Verlust für sie bilden würde.

Ohne Zweifel war dieser Einwand nicht ganz unberechtigt. Insofern ist jedenfalls, daß eine ganze Anzahl tüchtige, intelligente und in jeder Beziehung brauchbare Offiziere über den Test gestolpert sind und daß der letztere daher Anlaß zu viel unnötiger Härte und Ungerechtigkeit gegeben hat. Das scheint man auch jetzt an maßgebender Stelle eingesehen zu haben. Jedenfalls soll die Absicht bestehen, den Rooseveltischen Test durch einen anderen zu ersetzen. Danach sollen die berittenen Offiziere angehalten sein, jeden Tag sechs Meilen zu Pferde zurückzulegen, während die nicht berittenen Offiziere jeden Tag drei Meilen marschieren sollen. Der Hauptunterschied zwischen der Rooseveltischen Einrichtung und der Zee, der jetzt im Generalstab ausgetüftelt worden ist, wäre also der, daß an die Stelle des Tests, dem sich der Offizier nur einmal im Jahre zu unterziehen hatte, ein Pensum tritt, das er jeden Tag absolvieren muß. Man geht dabei, wie es scheint, von dem Gedanken aus, daß es sich nicht sowohl darum handle, die körperlich nicht mehr auf der Höhe stehenden Elemente einfach auszuschleiden, wie vielmehr darum, den Offizieren, die ein wenig fleißig geworden sind, Gelegenheit zu geben, durch regelmäßige Übung ihre volle körperliche Tauglichkeit zurück zu gewinnen. Vorläufig handelt es sich nur um ein Experiment und zwar soll der neue Plan zunächst in drei Garnisonen erprobt werden, nämlich in Fort Myer, Fort Leavenworth und Fort Riley. In dem ersterwähnten Fort sollen die Offiziere oder wenigstens viele von ihnen auf den Kriegspfad gegen den Test gegangen sein. Sie behaupten, er stelle zu hohe Anforderungen an sie. Das ist natürlich einfach lächerlich. Ein Offizier, der nicht imstande ist, jeden Tag drei Meilen zu Fuß oder sechs Meilen zu Pferde zu absolvieren, kann gar nicht zu früh die Uniform mit dem Zivild verlaufen, denn er genügt mit Bezug auf seine körperliche Tauglichkeit den allerbesten Anforderungen nicht.

Aus New York wird von einem Beter berichtet, der in zehn Sprachen beteln kann. Der Mann soll sich sehr qud stellen. Da hat er doch etwas von seinen Kenntnissen.

Mancher Rat ist ungemein nützlich — für den, der ihn gibt.



Nachfabrik: "Was würde es wohl pro Monat kosten, wenn ich mein Rad hier bei Ihnen einsehe?" Zimmervermieterin: "Mit oder ohne Kaffee?"



Was ist: Sie, Nestner — Nehmen Sie mal schleunigst das Thermometer was? Es ist mir hier zu warm!